



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Fabrik- und Hausindustrie.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nur in Verbindung mit dem Slaventhum gelehrt und daß Rußland stets als die große Mutter der Slaven und auch der Wenden dargestellt werde.

So haben sich denn die angeblichen Thatsachen, mit denen jener Artikel ein so gewaltiges Aufsehen hervorrief, als falsche Annahmen erwiesen, mögen sie nun Eingebungen einer erhitzten Phantasie oder in böser Absicht ausgestreute Erdichtungen gewesen sein. Für die Belehrung aber, die uns Immischs Buch über die Wenden der Lausitz, über ihren Dialekt, dem er den ersten Abschnitt seiner Schrift widmet, und über ihre Geschichte spendet, wird ihm mancher dankbar sein, weil es von großem Interesse ist, diese Enklave des Slaventhums mitten unter deutscher Bevölkerung und mit deutsch-nationaler Gesinnung näher kennen zu lernen.

Freilich würde es bedenklich sein, wenn mitten im deutschen Lande ein fremder Volksstamm mit nationaler Exklusivität seine Sonderbestrebungen aufrecht erhielt und in diesen Sonderinteressen künstlich verstärkt und unterstützt würde, namentlich angesichts des immer höher emporwachsenden und alle Lebenskreise sich dienstbar machenden Nationalitätsprinzips. Denn es könnten immerhin in näherer oder fernerer Zukunft politische Verhältnisse eintreten, unter denen die Angehörigen eines solchen isolirten Stammes dem allgemeinen Staatsganzen gefährlich werden oder doch wenigstens nur nach innerm Kampfe und mit innerm Widerstreben ihrer Pflicht gegen die Majorität des Volkes eingedenk sein könnten, während ihre Sympathien vielleicht dem feindlichen Staate und seinem stammverwandten Volke zugewandt wären. Aber die Bestrebungen um Erforschung des Volkstums und der Geschichte der Wenden, um Erhaltung und Belebung ihrer Sprache, um Sicherung ihrer Sitten und ihrer althergebrachten Sittlichkeit haben mit derartigen landesverräterischen Bestrebungen im Dienste des einseitigen Nationalitätsprinzips nichts gemein.



Fabrik- und Hausindustrie.



Schon oft ist die Frage erörtert worden, wie man sich die Gestaltung der gewerblichen Unternehmungsformen in der Zukunft zu denken habe. Daß die Fabrik das Kleinhandwerk nicht vollständig entbehrllich machen kann, ist eine selbstverständliche Sache, und die Gewerbezählung von 1875 — die Ergebnisse der Berufszählung von 1882 nach dieser Richtung liegen noch nicht vor — hat denn auch

Grenzboten II. 1885.

nachgewiesen, einen wie ansehnlichen Platz die Kleinindustrie im Erwerbaleben des deutschen Volkes einnimmt. Gleichwohl läßt sich nicht leugnen, daß auf manchen Gebieten die Fabrik die herrschende Betriebsform geworden ist und auf andern alle Aussicht zu haben scheint, diese bevorzugte Stellung zu erringen. Da fragt es sich, welche Industriezweige es sind, deren Ausübung in handwerksmäßiger oder hausindustrieller Form auf die Dauer nicht mehr möglich zu sein scheint.

Nicht selten ist der Textilindustrie oder vielmehr dem hauptsächlichsten Zweige derselben, der Weberei, dieses ungünstige Prognostikon gestellt worden. Als der Maschinenwebstuhl aufgekomen war und an Verbreitung fast täglich gewann, meinten nicht wenige, daß der Untergang der Handweberei besiegelt sei. Mit der Leistungsfähigkeit der Maschine in bezug auf Schnelligkeit und Billigkeit des Produkts, auch wohl gar in Hinsicht auf Güte des Erzeugnisses, glaubte man, könne der Handstuhl nicht konkurrieren. Doch schon die Reichsenquete über die Lage der Baumwollen- und Leinenindustrie vom Jahre 1878 konnte in ihren auf den Kleinbetrieb der Weberei und Wirkerei bezüglichen Nachrichten eines bessern befehren. Zwar ergab sich, daß stellenweise der Rückgang der Hausweberei ein sehr beträchtlicher war, aber man empfing doch den Eindruck, daß es sich keineswegs um einen verlorenen Posten handle.

Neuerdings hat nun ein anerkannter Technologe und Volkswirt — Hermann Grothe — diesen Kampf zwischen der Fabrik- und Hausweberei zum Gegenstande einer eingehenden Studie gemacht und ein mit dem interessantesten Material angefülltes Buch darüber veröffentlicht. *) Grothe untersucht sorgfältig die Gestaltung der Weberei neuerer Zeit in allen Ländern, sowohl in den auf dem Gebiete der Textilindustrie sich auszeichnenden als in den auf demselben weniger leistungsfähigen. Jeder Staat wird unter Heranziehung alles einschlägigen, der offiziellen Statistik oder sonst glaubwürdigen Quellen entlehnten Materials für sich betrachtet — auch die einzelnen deutschen Staaten werden so geschildert — und erst auf Grundlage überwältigender Zahlenreihen formulirt der Verfasser seine Schlußfolgerungen und seine Rathschläge, wie der in mancher Hinsicht betrübende Stand der Handweberei zum bessern gewandt werden könne.

Grothe hat sich indes nicht nur die Aufgabe gestellt, den Nachweis zu erbringen, daß der Handwebstuhl existenzberechtigt ist, sondern er berührt noch einen andern Punkt, der mit der erwähnten Frage in nahem Zusammenhange steht, nämlich den schlimmen Einfluß des Manchesterturns auf die industrielle Produktion überhaupt. Es ist außerordentlich belehrend, von einem Techniker

*) Der Einfluß des Manchesterturns auf Handwerk und Hausindustrie, gezeigt an dem Ergehen der Hand- und Hausweberei. 2. Abdruck. Berlin, F. Ludhardt, 1884.

auf alle diese Kunstgriffe, die nicht nur in der Weberei, sondern auch in andern Industrien üblich sind, aufmerksam gemacht zu werden. In der That scheint hiernach die Unredlichkeit der Fabrikation groß und die Moral in der Volkswirtschaft in bedauerlicher Weise untergraben. Da ist die Belastung und Vermehrung der Wollgewebe mit Mungo, der Baumwollgewebe mit Chinaclay, Mehl, Stärke und Mineralstoffen, der Seide mit Eisen, Gerbstoff und Campeche, der Stickwolle mit Zucker und Dextrin, des Leders mit Schwefel und Magnesia, der Seide mit Chlormagnesium und Schwefel, der Farbstoffe mit Dextrin, des Papiers mit Thonerde und ähnliches mehr. Ihren Anfang haben diese Verfälschungen in Großbritannien genommen und von dort aus sich dem Kontinente mitgeteilt. Besonders ist es daher der englische Freihandel und dessen Einfluß auf die industrielle Thätigkeit, die Grothe mit scharfen Worten geißelt. Er zieht zur Unterstützung seiner Ansichten die Urtheile der Engländer selbst herbei, wie denn u. a. der berühmte Sociologe Herbert Spencer es ausgesprochen hat, daß nach seiner Überzeugung der englische Handel durchaus verderbt (essentially corrupt) sei. „Allgemein ist es die Ansicht des Handelsstandes, daß Erfolg unvereinbar ist mit strikter Redlichkeit“ sagt er an einer Stelle, und an einer andern: „Ein System scharfer Konkurrenz, wie es besteht ohne moralische Zurückhaltung, erweist sich als ein System kommerziellen Kannibalismus. Für die Kaufleute in England sind jetzt nur zwei Wege möglich — entweder sie adoptiren die Praxis ihrer Mitbewerber oder sie geben ihr Geschäft auf. Männer, den verschiedensten Branchen und Plätzen angehörig, Männer von natürlicher Gewissenhaftigkeit, welche ausdrücklich sich über die Erniedrigung ärgerten, der sie unterworfen wurden, haben einer wie der andre schließlich mit tiefer Trauer erklärt, daß es unmöglich sei, mit strenger Redlichkeit Handel zu treiben.“ Und ähnlich erklärt Syme: „England ist hervorragend das Land der Fälschung. Die betrügerischen Gebräuche sind Regel geworden, ehrlicher Handel ist heutzutage Ausnahme“ und macht die fehlerhaften Doktrinen der englischen ökonomischen Schule dafür verantwortlich. Demgemäß schüttet auch Grothe die Schale seines Unwillens über England aus. Ein Volkswirtschaftssystem, wie dies Land es betreibt, vertritt keine Volkswirtschaft mehr, sondern ein Räuber- und Betrugssystem.

In der That scheint dem Manchesterthum der Vorwurf nicht erspart werden zu können, daß es durch das schrankenlose Waltenlassen der freien Konkurrenz der Entfaltung des menschlichen Eigennutzes und dem Treiben üppiger Schöflinge desselben besonders Vorschub geleistet hat. Wohl ist zu allen Zeiten über Unredlichkeit im Handel geklagt worden. Wer die Geschichte des Handels kennt, weiß, daß fast so alt wie dieser selbst Beschwerden über Unregelmäßigkeiten sind, die bei ihm vorkamen. Eine Übervorteilung in gewissen Grenzen scheint demnach in der Schwäche der menschlichen Natur zu liegen. Auch systematische Fälschungen

ließ sich der Gewerbestand früherer Jahrhunderte zu schulden kommen. Nicht umsonst werden in mittelalterlichen Weberstatuten Verwendungen bestimmter Wollen oder Surrogate untersagt, stehen strenge Strafen auf dem Verkauf von kürzeren oder schmälern Tüchern, als die Vorschrift fordert, wird in der Metallverarbeitung die Mischung, aus welcher Kannen, Gefäße u. s. w. hergestellt werden sollen, genau angegeben. Fälschungen derart sind im Verkehrsleben aller Völker und zu allen Zeiten unvermeidlich gewesen.

Aber trotz alledem wird nicht in Abrede gestellt werden können, daß eine Lehre, die den Satz an der Spitze trägt „Jeder sehe zu, wie er sich vor Schaden hüte,“ geradezu die Versuchung enthält, den Betrug zu vermehren. Denn wenn dieselbe Lehre auch andrerseits die Behauptung vom wohlverstandenen Eigeninteresse proklamirt, welches daran hindert, jenen ersten Satz völlig auszunutzen, da unrelle Bedienung schließlich den Gewerbetreibenden um seine Kundschaft bringt, so ist doch bis zur praktischen Bethätigung des letzteren ein weiter Schritt. Ehe noch die Abnehmer den Schaden, den sie gelitten, gemerkt haben, hat der Fabrikant seinen Gewinn bereits eingestrichen. Umso gravirender aber bleibt ein derartiges Vorgehen, als in der Regel die meisten Käufer die Surrogirung und Verfälschung der Artikel, deren sie bedürfen, beim Kaufe garnicht zu erkennen in der Lage sind.

Auf die Hausindustrie hat das Manchesterium besonders schädlich gewirkt. Es hat die heilsame Bedeutung derselben für die Volkswirtschaft eines Landes, die darin liegt, daß sie vielen sonst nicht berufsmäßig thätigen Personen eine Nebenbeschäftigung gewährt, daß sie vielen, die von Hause sich nicht regelmäßig entfernen können oder wollen, die Gewinnung des Lebensunterhalts erleichtert, daß sie eine Kombination mit andrer, namentlich landwirtschaftlicher Thätigkeit zuläßt, daß sie die schon teilweise aufgebrauchten Arbeitskräfte, die älteren Personen, welche in Fabriken nicht mehr thätig sein können, noch zu benutzen weiß und dergleichen mehr, vollständig unterschätzt. Für das Manchesterium wurde nur Maschinenarbeit wichtig. Ohne daß direkt gegen die Hausindustrie zu Felde gezogen wurde, mußte sie doch zurückstehen, weil durch die Arbeit in geschlossenen Fabrikräumen schneller und mehr verdient werden konnte. Jene Fälschungen, die eine Zeit lang dominirten, konnten wohl in der Fabrik, nicht aber in den Räumen der kleinen Einzelmeister vorgenommen werden, die wohl gar in rechtlicher Gesinnung sich gegen derartige Neuerungen gestraubt hätten. Überall, wo das Manchesterium seine Grundsätze nachdrücklich zur Geltung zu bringen wußte, hat Handwerk und Hausweberei den Angriffen weniger zu widerstehen vermocht als da, wo seine Lehre kein so bedeutendes Ansehen genoßen.

Wir im deutschen Reich dürfen uns dessen freuen, daß der Handwebstuhl immer noch in bemerkenswerter Anzahl vorhanden ist. Von 464096 Stühlen, welche die Gewerbezahlng im Jahre 1875 nachwies, waren 74775 mechanische, und 369321 wurden mit der Hand in Bewegung gesetzt. Im Vergleich zum

Stände von 1861 hatte die Zahl der mechanischen Stühle sich vergrößert, von 39554 auf 74775, die der Handwebstühle sich verringert, von 394865 auf 369321. Wieviel Stühle in den Häusern der Arbeiter aufgestellt sind, hat im Jahre 1875 leider nicht ermittelt werden können. Für das Jahr 1861 wird ihre Zahl auf 370970 angegeben. Wirklich beseitigt ist die Handweberei bisher nur an wenigen Orten und in Herstellung keines einzigen Artikels vollständig durch die mechanische Weberei ersetzt worden. Zurückgegangen ist sie im allgemeinen in allen Teilen Deutschlands für glatte Gewebe, für Massenartikel und ordinäre Stoffe. Dagegen behauptet sie einen Vorsprung vor der Mechanik in bezug auf feine und gemusterte Sachen.

„Noch klappern, sagt der Verfasser, im deutschen Reiche 369321 Handwebstühle im Kleinbetriebe und noch viele leider ungezählte in Hausarbeit und Nebenbeschäftigung, von deren Betrieb $1\frac{1}{4}$ Million Menschen die Existenz hat. Hier heißt es, diese Handwebstühle nicht zugrunde gehen zu lassen, weil die Zukunft nach heutiger Anschauung dem mechanischen Stuhle gehört, sondern die Aufgabe ist vielmehr, auf alle mögliche Weise die Existenz der Handwebstühle zu retten, soweit und wie es nur immer möglich ist. Hierzu ist es jetzt nicht zu spät.“ Wir können hier die neueren Angaben der Berufszählung, die wenigstens die Personen nachgewiesen hat, über das Verhältnis von Haus- und Fabrikbetrieb einschalten, die gleichfalls erkennen lassen, daß der Kampf der mechanischen Weberei gegen die Handweberei zu einer völligen Niederlage der letzteren noch nicht geführt hat. Die Zahl der Erwerbsthätigen betrug im Juni 1882:*)

	Als Hausbetrieb:	Als Fabrikbetrieb:
1. Spinnerei, Hecherei, Hasperei, Zwirnerei, Wollensabrikation	24 175	113 175
2. Weberei, einschließlic Handweberei (ausgenommen Metall-, Gummi- und Koffhaarweberei)	280 961	193 317
3. Strickerei und Wirkerei (Strumpfwaaarenfabrikation)	51 663	17 463
4. Häkerei, Stickeri, Spitzensabrikation	26 252	6 954
zusammen in diesen vier Industriegruppen:	383 051	330 909.

Zur Zeit ist mithin die Zahl der auf den Handwebstuhl angewiesenen noch größer als die der Fabrikarbeiter. Doch beweist dieses Verhältnis die Lebensfähigkeit der Handweberei an sich noch nicht, sondern es käme darauf an, wie viele Stühle wirklich im Gange sind. Zählt man zu beiden Gruppen die Zahl der Angehörigen zu, die direkt oder indirekt von den Erwerbsthätigen abhängen, so erhält man im ersten Falle eine Gesamtzahl von 881549, im letzteren Falle von 636217 Personen. Soviel ist also jedenfalls sicher, daß numerisch die Haus- und Handweber die ganze Beachtung der Volkswirte verdienen.

*) Statistisches Jahrbuch für das deutsche Reich, S. 13 ff.

In weit größerem Maße als in Deutschland existirt Handspinnerei und Hausweberei in andern Staaten, in Rußland, Osterreich, Schweden, Frankreich, Italien. In außereuropäischen Ländern wie China, Japan, Ostindien u. s. w. herrscht die Webhandarbeit fast unumschränkt. Auch Staaten wie Griechenland, Rumänien, Serbien, Bulgarien unterliegen bei der Verarbeitung der Gespinnstfasern noch nicht dem Einflusse der mechanischen Weberei. Ferner ist in einzelnen Zweigen der Weberei die Handarbeit nur wenig zurückgewichen. So auf dem Gebiete der Wollen- und Baumwollenindustrie in Spanien, Portugal, Schweden, Dänemark und Italien. Die nicht unbedeutende russische Leinenindustrie läßt fast ausschließlich mit der Hand arbeiten. Wirklich sehr stark zurückgegangen ist die Webe-Handarbeit in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in Großbritannien und Irland. Dabei ist aber erwähnenswert, daß für die Feinweberei die Vereinigten Staaten von Amerika eben die Handweberei einzuführen im Begriffe stehen.

Es erweist sich somit die Frage der Hand- oder Maschinenweberei nicht als so einfach, wie oft angenommen worden ist. Nicht nur, daß die erstere sich gegen die Verdrängung durch die letztere auflehnt und auch nach jahrzehntelangem Kampfe eine feste Stellung innehat — das ist schließlich nur natürlich, weil ökonomische Umwälzungen von großer Tragweite sich nie schnell vollziehen —, sie erscheint auch unentbehrlich überall da, wo es sich um die Befriedigung feinerer Bedürfnisse handelt. In Deutschland hat der Handwebstuhl sich fast durchweg für alle Gebild- und Musterweberei, für den größten Teil der Seidenindustrie, der Blüsch-, Krimmer und der Chalesindustrie erhalten, während er in der Tuch- und Buckskinweberei, gemischten Wollweberei, Halbleinen- und Leinenweberei, sowie in der Baumwollweberei zurückgegangen ist. Ebenso hat in Frankreich die Handweberei sich für Nouveautés in allen Stoffen, für feine und hochfeine Waaren in allen Materien, für gemischte Waaren mit vielem Farbenwechsel und Bindungen behauptet. Ähnlich liegt der Fall in andern Ländern. Grothe hat ein Verzeichnis aller der dem Handwebstuhl zur Zeit reservirten Gewebe zusammengestellt (S. 326—327).

Gründe hierfür lassen sich viele anführen. Man hat beim Handwebstuhl die Möglichkeit, den verschiedenen Ansprüchen an die Länge der Ketten je nach Eingang der Bestellungen zu entsprechen. Man kann in Mustern und Qualität auf einer und derselben Kette variiren. Mit Hilfe der Jacquardmaschine lassen sich auch die größten Dessins ausführen. Dazu kommen verschiedene ökonomische Ursachen. Die Anlagekosten, sowie die Spejen des Betriebs sind verhältnismäßig gering. Jemand, der nicht Kapital genug besitzt, um eine Reihe mechanischer Webstühle zu kaufen und sie alle in einem oder mehreren großen Etablissements, deren Errichtung abermals Mittel erfordert, aufzustellen, kann als Verleger und Beschäftiger vieler kleiner Hausweber eine gedeihliche Wirksamkeit entfalten. Er kann dann seiner Produktion jede beliebige Ausdehnung

geben und hat es mehr in seiner Hand, dieselbe einzuschränken, wenn er zu weit gegangen zu sein glaubt.

Es verbinden sich also technische und wirtschaftliche Ursachen, um die Maschine nicht völlig triumphieren zu lassen. Sie bewirkt, abgesehen von den Händen, die zu ihrer Bedienung erforderlich sind, auch sonst nicht, daß man der Handarbeit ganz entraten kann. Wenn dies in den Vereinigten Staaten von Nordamerika scheinbar der Fall ist, so darf nicht übersehen werden, daß diese an tüchtigen Arbeitskräften stets Mangel gelitten haben. Der Überfluß an solchen, der in der alten Welt zu einer Manufakturperiode führte, war in der neuen nie vorhanden und daher machte sich dort die Maschinenarbeit geltend.

Der Segen der Maschine, der nach Ansicht vieler Volkswirte in der Kürzung und Vereinfachung der Arbeit besteht, die den Fähigkeiten der Arbeiter besser angepaßt, sowie darin, daß denselben mehr Zeit zur Erlangung größerer geistiger und sittlicher Bildung geboten werden kann, zeigt sich durchaus nicht immer. Über ihre Bedeutung gerade in der Weberei als manchesterlichen Großbetrieb sagt Grothe sehr drastisch (S. 298): „Wir können ganz und gar nicht zugeben, daß die Maschinen die Arbeit kürzen und vereinfachen, vielmehr hat die mechanische Weberei die Arbeit komplizirter gemacht und an sich nicht gekürzt; . . . sie hat den gelernten Weber ausgetrieben und den ungelernten Menschen an seine Stelle gesetzt, indem sie dem Arbeiter erklärte, er brauche seine gewerbliche Instruktion nicht verbessern, seine geistige und sittliche Bildung nicht vergrößern — sondern hier sei Reduktion der Fähigkeiten am Orte. Der Weber gewann nur mehr Zeit zu hungern, und das Erforderlichwerden neuer Arbeit zur Herstellung der Kraftstühle reichte im entferntesten nicht aus, die ausgewiesenen Weber zu beschäftigen.“

Nach alle diesem kann man sich der Überzeugung nicht verschließen, der Grothe mit großer Entschiedenheit Raum giebt, daß die Erhaltung und Hebung der Handweberei möglich und geboten sei. Und zwar in dem durchaus veröhnlichen Sinne einer harmonischen Nebeneinanderstellung des Handwebstuhls und des mechanischen Webstuhls. Es kann einem nicht beikommen wollen, wie jenen englischen Arbeitern, welche die Kraftwebstühle, die ihnen ihre Beschäftigung raubten, gewaltsam zertrümmerten, der Beseitigung derselben das Wort zu reden, um den hungernden Webern allen zu helfen. Wohl aber läßt sich daran denken, die Haus- und Handwerksweber so auszurüsten, daß sie in den Stand gesetzt werden, die Konkurrenz mit dem Maschinenstuhl erfolgreicher aufnehmen zu können.

Wie das geschehen kann, setzt der Verfasser eingehend auseinander. Durch Begründung von Fachschulen und Eröffnung von Lehrwerkstätten, durch Verbesserung der Webstuhlkonstruktionen, durch Schauanstalten und Ämter zur Verifikation von Maß und Gewicht, durch Exportbegünstigungen, die für den Absatz Sorge tragen sollen, durch Anbahnung wohlfeilen Bezuges überseeischer Roh-

stoffe sowie durch Belebung der einheimischen Rohstoffgewinnung u. a. m. glaubt er das Ziel erreichen zu können. Jeder, der das orientirende Buch aufmerksam studirt, wird ihm fast in allem oder doch in der Hauptsache beistimmen können. Grothe hält sich mit seinen Forderungen durchaus in den Grenzen des Möglichen. Theils sind es Maßregeln, welche sich in frühern Zeiten oder andern Ländern bereits bewährt haben, die er befürwortet, theils motivirt er seine vorgeschlagenen Neuerungen so gut, daß man gern an ihre Durchführbarkeit glaubt.

Besonders bemerkenswert erscheint das über die Einführung von Kleinmotoren gesagte, weil da wieder deutlich das Streben sich zeigt, die Fortschritte der Technik in den Dienst der Industrie zu nehmen. Kein Gedanke unter all den vielen zur Abhilfe der Fabrikmißstände laut gewordenen ist wohl so glücklich wie der zur Einbürgerung von Kleinkraftmaschinen in der Werkstätte des Hausarbeiters und Handwerkers. Läßt sich dieses Problem in befriedigender Weise lösen, so dürfte viel gewonnen sein. Die Vorteile des kapitalkräftigen Maschinenbetriebes sind dann bis zu einem gewissen Grade den unvermöglichen Arbeitern zugänglich gemacht, deren Hauptreichtum in ihrer Muskelkraft steckt, ohne daß die übeln Folgen, welche der Großindustrie leicht anhaften, mit übertragen werden. Die Kleinmotoren bieten, wie Grothe ganz richtig sagt (S. XLVII), „wohl eine bedeutende Produktionsmöglichkeit, aber auch die Möglichkeit, die Produktion ohne erhebliche Verluste einzuschränken.“

In der Weberei nun kommt es darauf an, aus dem Handwebstuhl einen Webstuhl auszubilden, der als ein halb mechanischer oder ganz mechanischer Stuhl dem Handwerker und dem Kleinbetrieb dienen kann. Dieser muß dann durch eine billige und billig zu benutzende Kraftquelle in der Werkstatt des Kleinmeisters oder Vorarbeiters so erfolgreich in Bewegung gesetzt werden können, wie feinesgleichen in der Großindustrie. Der Bandstuhl, der seit drei Jahrhunderten unter fortgesetzter Verbesserung der Details angewandt wird, der sowohl mit Kurbel durch den Arbeiter wie mit Motorenbetrieb in Thätigkeit gesetzt werden kann, ist ein Beispiel für die Richtung, in welcher sich verbesserte Webstuhlkonstruktionen und dienstbar gemachte Kraftquellen mit einander verbinden müssen.

Daß mit den Mitteln, die Grothe in Vorschlag bringt, wirklich etwas erreicht werden kann, unterliegt keinem Zweifel. Man hat in dieser Hinsicht anderweitig gute Erfahrungen mit den zur Hebung von Hausindustrien angewandten Maßregeln erprobt; ihre Verallgemeinerung bietet daher für Erfolg Garantie. Man denke z. B. an die blühende Strumpfwirkerei in Mitteldeutschland, in Apolda, Limbach, Chemnitz, Zeulenroda, und an das völlige Darniederliegen desselben Gewerbes im Ansbacher und Bayreuther Fürstentum, dessen Entwicklungsgeschichte uns kürzlich erst von berufener Seite erzählt worden ist. *)

*) Georg Schanz, Zur Geschichte und Kolonisation in Franken. Erlangen, Deichert, 1884.

Während in Erlangen, Wilmersdorf und Schwabach die Technik verfiel, die Reparatur und Verbesserung der Stühle stets zu wünschen übrig ließ, es an der gehörigen Initiative tüchtiger Unternehmer fehlte, schritt man in Apolda rüstig fort. Hierher verpflanzten die Verleger mit bedeutenden Geldopfern die in England und Frankreich erfundenen Maschinen zur Fertigung des Stoffes für allerlei neue Fabrikate, hier wurde die Plüschweberei entwickelt, hier stellte man schon in den dreißiger Jahren einzelne Zirkularstühle auf, und das erfreuliche Resultat solcher Bestrebungen ist, daß die weimarische Regierung, die schon im vorigen Jahrhundert die apoldische Fabrik als „ein wunderbar Kleinod der weimarischen Lande“ bezeichnete, dies mit noch mehr Recht heute thun kann.

So möge denn der Handweberei, wo sie zur Zeit besteht, überall geholfen werden, ehe es zu spät ist.



Otium cum dignitate.



nach einem Ausspruche des Cartesius ist Verstand das am gerechtesten verteilte Gut, denn jeder hält den auf ihn gekommenen Anteil für völlig ausreichend. Es ist daher kein müßiges Geschäft, von Zeit zu Zeit, wie es ja erst unlängst in hoffentlich recht nachhaltiger Weise in ganz Deutschland geschehen ist, auf hochbevorzugte Verstandeskräfte eines Einzelnen besonders aufmerksam zu machen und vor aller Augen das glänzende Fazit einer richtigen Verwertung dieser Kräfte zu ziehen, wobei sich zum Besten der Allgemeinheit mit Klarheit zu ergeben pflegt, daß wir doch keineswegs sämtlich bei jener Verteilung einen völlig ausreichenden Anteil eingeheimst haben, eine Erkenntnis, die uns wiederum mit Gefühlen der Dankbarkeit für die richtige, d. h. im Interesse der Menschheit geschehene Verwertung solcher hochbevorzugten Verstandeskräfte Einzelner erfüllt.

Handelt es sich bei Beweisführungen dieser Art um weithin sichtbar gewordene Verdienste, so hat die Mehrzahl der Menschen sich im Laufe der Wirksamkeit des Betreffenden schon einigermaßen zu dem Gedanken bequemt, daß hier nicht bloß Geburt, Stellung oder Gelegenheit der Nährboden jener ungewöhnlichen Leistungen gewesen sein können, sondern daß in Wirklichkeit bei besagter Verteilung ein Unterschied zu gunsten des nun auf eine auszeichnende Schätzung Anspruch habenden stattfand.

Anders verhalten wir uns zu Personen, deren Thätigkeit sich unsrer eignen Anschauung nicht geradezu aufdrängte. Weder unsre Zeit noch unsre Kennt-